Zauber des Südens

Dem Leben nacherzählt von **Hans Dominik**

(2. Fortsetzung.)

Margot Reichard schmiegte sich zärtlich an die größere Freundin. „Du bist so lieb zu mir und möchtest mich an allem Guten und Schönen teilnehmen lassen. — Aber — — was sagt Dein Bruder — — was sagt der Herr Ingenieur dazu? Bin ich nicht ein unliebsames Anhängsel für ihn, der doch gewiß mit Dir ungestört allein sein möchte?!"

„O behüte!" entgegnete Gertrud lebhaft. — „Er wird erfreut sein, daß Du meine Reisegefährtin sein wirst!"

„Meinst Du wirklich?"

„Wirklich und wahrhaftig, Du Kindstopf, ich sah es seinen Augen an," und sie küßt Margot auf die fragenden Augen.

„Aber sieh! es dunkelt schon und wir wollen zum Professor und ihm erzählen, was wir vorhaben. Er ist bekannt im schönen Süden und wird uns gewiß gut raten, wohin wir unsere Fahrt lenken sollen."

„So will ich nach Haus gehen und mich zur Reise vorbereiten — vor allem meinem Vater telegraphieren," sagte Margott Reichard. — „Mit Deinem Bruder bringst Du die Sache ins Reine — — ich bin also mit von der Partie —"

„Adio Ollmanchen," rief sie der Malerin zu und neigte ihren Kopf grüßend gegen den Ingenieur.

„Herr Overhoff, Ihr Fräulein Schwester trägt die Verantwortung, für alles, was Sie erfahren werden," scherzte sie, „und ich empfehle mich Ihrem geneigten Wohlwollen."

Und ehe Fritz Overhoff noch etwas erwidern konnte, war sie schon fortgeeilt. — — —

* * *

Allmählich verblich das Licht der Sonne und ein graues Dämmern schlich durch die Bäume. Bis zu diesem Zeitpunkt war Professor Engelhardt von Schülern und Schülerinnen beansprucht worden, die ihm Skizzen und Studien vorlegten. Jetzt fand auch diese Art der Arbeit ihr Ende und die zwanglose Unterhaltung trat in ihr volles Recht. Schon flammten hier und dort die elektrischen Lampen auf, verbreiteten traulichen Schimmer in den kleineren Räumen und durchfluteten den großen Ateliersaal mit rein weißem Licht, als Gertrud Overhoff sich wieder an ihren Bruder wandte:

„Jetzt wollen wir sehen, Fritz, ob der Professor etwas Zeit für uns hat."

Und dann saßen die Geschwister dem Künstler gegenüber und die junge Malerin begann die Pläne ihres Bruders zu entwickeln. Daß er eine lange Reise nach dem Süden plane, und daß sie ihn begleiten solle.

„Die alte Sehnsucht der Deutschen nach dem sonnigen, lockenden Süden," sagte er dann. „Seitdem vor zweitausend Jahren die ersten Deutschen jubelnd und frohlockend über die schneeigen Alpenhänge auf ihren Schilden in die Tiefe fuhren, dem sonnigen Lande Italia entgegen, ist es immer dasselbe geblieben. Es ist, als ob ein riesiger Magnet hinter der Alpenmauer steckte, der uns unwiderstehlich alle dorthin zieht. Wer ein einziges Mal im Schatten der Kastanien und Maulbeerbäume oder unter den Muskateller-Gängen gewandelt ist, wer ein einziges Mal die gelben Türme und Häuser unter tiefblauem Himmel erglänzen sah, den zieht es unwiderstehlich immer wieder dorthin. Was wären wir deutschen Künstler ohne Italien. Doch...."

Der Professor strich sich mit der feinen wohlgepflegten Hand über die Stirn.

„Ich verliere mich selber in Schwärmerei," fuhr er lächelnd fort, „wenn ich an die schönen Zeiten dieser Reisen denke. Kehren wir auf den Boden nüchterner Betrachtung zurück. Noch weiß ich ja gar nicht, wohin Sie wollen und was Sie dort suchen."

Er blickte den Ingenieur fragend an.

„Das läßt sich in Kürze erklären, Herr Professor. Ich habe sechs Jahre in der westfälischen Schwerindustrie gesteckt. So recht mitten drin, zwischen Eisen und Kohle, zwischen Rauch und Ruß, zwischen rasselnden Maschinen und dröhnenden Hämmern. Gestern früh habe ich noch die letzte Portion an diesen schönen Dingen zu sehen, zu hören und zu atmen bekommen. Jetzt suche ich ein Gegengewicht dafür. Blauen Himmel will ich sehen, die warme Sonne spüren und neues Land und neue Menschen kennen lernen..."

Professor Engelhardt wollte etwas sagen, aber Fritz Overhoff fuhr schnell fort:

„Und noch eines, Herr Professor. Es gibt bei uns im Westfälischen Leute, die fahren heute nach Rom und morgen nach Bukarest und ein andermal nach Madrid und fliegen im Schlafwagen an ihr Ziel, erfüllen dort ihre Obliegenheiten im Konferenzzimmer sehr gewissenhaft und kehren im Schlafwagen wieder zurück. Die wissen natürlich nachher sehr genau, ob es sich bei den Verhandlungen um Schienen oder um Stahlknüppel gehandelt hat. Aber ob sie in Italien oder in Spanien waren, das können sie höchstens aus ihren Akten ersehen. So brauche ich nicht mehr zu reisen, und so will ich auch nicht reisen."

Professor Engelhardt warf seinem Besucher einen prüfenden Blick zu. Er kannte die wirtschaftlichen Verhältnisse von Gertrud Overhoff einigermaßen, glaubte wenigstens sie zu kennen und wunderte sich daher über die Sprache des jungen Ingenieurs, der das Leben und die Arbeit der Industriemagnaten schilderte, als ob er sie selber jahrelang mitgemacht habe.

Fritz Overhoff fuhr fort:

„Ich will nicht mehr reisen, um irgend ein Ziel zu erreichen, sondern um während der Reise selber Freude zu haben...."

Professor Engelhardt strich sich den langen Bart.

„Und je länger auf solcher Reise noch neue und fremde Ziele, unbekannte Länder und Völker im schimmernden Dunste unbekannter Fernen vor Ihnen liegen, desto lieber wird es Ihnen sein", unterbrach ihn der Professor. „Ich glaube, ich habe Sie jetzt verstanden. Dann ist es auch leicht, einen Rat zu geben. Stoßen Sie langsam gegen den Süden vor und genießen Sie vor allen Dingen das eigenartige Leben und Treiben in den Grenzgebieten, in denen noch heute Germanen und Romanen dicht nebeneinander hausen. Das Leben in jenen Ländern, in denen die Sprache noch von Dorf zu Dorf wechselt und jeder Gipfel, ja jeder alte Bau von den Kämpfen und Taten vergangener Geschlechter erzählt. Von den Zügen römischer Legionen und Legaten nicht nur, sondern auch von den reisigen Heerfahrten der Goten und Langobarden, vom Leben und Treiben vergangener Völker, die unserem Zeitalter an Mut und Tatkraft vielleicht weit überlegen waren."

Professor Engelhardt geriet wieder ins Schwärmen und die Erinnerungen an eigene Fahrten gewannen Gewalt über ihn. Er erzählte von der alten Römerstraße, die von Augsburg, dem alten Augusta Vindelicorum, einst über Partanum, das heutige Partenkirchen, nach Innsbruck führte. Der Ingenieur solle es ja nicht versäumen, der alten Straße zu folgen, die heute durch die Mittenwaldbahn ja wieder dem allgemeinen Touristenstrom eröffnet sei. Und dann von dort, immer weiter im Zuge der alten Römerstraße über den Brenner, jenen Paß, den die alte Breonenwache Jahrhunderte hindurch gegen den Ansturm von Norden her gehalten hat, als die Provinz Raetien schon dem römischen Reiche verloren war. Und weiter über Gossensaß, dem alten Gotensitz, hinab nach den lachenden Südabhängen der Alpen und hinein in jene Gebiete, in denen einst Tiudareiks, der Volksfürst sein Gotenreich errichtete, den die Römer Theoderich den Großen nennen und den die Sage als Dietrich von Bern kennt.

Immer lebhafter wurde Professor Engelhardt. Von den Langobarden sprach er, die dort erst auf den Trümmern der Gotenherrschaft ein eigenes Reich errichteten und dann vom Großen Karl bezwungen wurden. Von den Langobardischen Grafen, die dann Jahrhunderte später als treue und zuverlässige Vasallen der deutschen Kaiser auf ihren festen Schlössern in den Tälern von Eisack und Etsch hausten, als Herren über eine romanische Bevölkerung und mit dem Auftrage, die alten Römerstraßen für den Kaiser und des Kaisers Heere frei zu halten.

Immer mehr geriet der Professor ins Feuer und ließ vor dem geistigen Auge seiner Zuhörer die Geschlechter und Helden wieder auferstehen, die in diesen Grenzgebieten gelebt und gekämpft und den Boden mit ihrem Blute gedüngt hatten.

Die Zeit verstrich darüber und allmählich empfahlen sich die letzten übrigen Gäste und verließen das Atelier. Doch Professor Engelhardt wurde von dem Stoff, für den er sich begeisterte, mit fortgerissen. Er führte seine Zuhörer weiter ins Mittelalter hinein und erzählte, wie dort unter deutschen Bergknappen von der Hohenstaufenzeit an auch der Bergbau geblüht habe, wie Kupfer und Silber, ja sogar Gold aus den Hängen der Täler gebrochen worden sei, wie Reichtum und Luxus in diesen glücklichen Gegenden geherrscht habe, bis schließlich Krieg und Pest alle dem ein Ende setzten. Von den alten Sagen sprach er, die heute noch als dunkle Erinnerungen an jene Zeiten dort im Volke fortleben.

Er berichtete, wie die Hohenstaufen in Pergine am Fuße der Burg des alten Langobardengrafen Perzo das erste deutsche Berggericht eingesetzt haben, und sprach vom Albergo ai onapi, dem Wirtshaus zu den Knappen, welches noch heute vom längst verschwundenen Ruhme des deutschen Bergbaues in jenen Gegenden erzählt. Und wie dann weiter die deutschen Knappen ob der reichen Silberfunde übermütig geworden sind, und selber Herr sein wollten. Wie die Kardinäle, die damals gerade auf dem langen Konzile von Trient tagten, die Uebermütigen zu sich aufs Schloß geladen und ihrer 500 bei einem Mahle vergiftet hätten, und wie der deutsche Bergbau nach diesem Frevel erloschen und verschwunden sei und nur noch alte Schächte und verlassene Stollen davon zeugten. Jene alte Sage, die zweifellos auf das Wüten der Pest unter den deutschen Knappen zurückzuführen ist, brachte der Professor vor und erzählte dann weiter, wie heute nur noch Wein und Mais und Seide dort gewonnen wird und die alten Schätze der Tiefe seit vierhundert Jahren ruhig schlummern.

Es war spät am Abend, als Fritz Overhoff sich zum Abschiede erhob und dem Professor für seine Mitteilungen dankte. Weder die Gäste noch der Wirt hatten während des Redens auf die Stunde geachtet. Als aber der Ingenieur jetzt das Atelier verließ, da war ihm das Land, in welches er zu fahren gedachte, nicht mehr fremd, sondern stand plastisch vor ihm. Fritz Overhoff war nun einmal Ingenieur und speziell Bergingenieur. Daran konnte auch die Tatsache nichts ändern, daß er sich beim Abschiede von Westfalen fest vorgenommen hatte, für die nächsten Wochen und Monate möglichst wenig an seinen Beruf zu denken. Mit jenen Erzählungen eines ehemals blühenden und jetzt aufgegebenen Bergbaues hatte Professor Engelhardt sein Interesse ganz besonders gefesselt. Daß Römer, Goten und Langobarden dort gekämpft hatten, war ihm schließlich ziemlich gleichgültig. Aber daß dort einmal Silber und andere Metalle gegraben und daß die Bauten aufgegeben worden waren, das gab seiner Phantasie eine mächtige Anregung. Es schien ihm, der eben erst aus den lebendigen Betrieben der deutschen Schwerindustrie kam, fast unerhört. Er verdrängte vorübergehend sogar das Bild von Margot Reichard aus seinen Gedanken und lange noch nachdem er seine Schwester in ihr Heim geleitet und selber in seinem Hotel die Ruhe gesucht hatte, führten die alten Bergknappen des Suganer Tales in seinen Träumen mit Lichtern und Hacken einen phantastischen Reigentanz auf.

An demselben Abend, an welchem Fritz Overhoff im Atelier des Professors Engelhardt saß und vom schönen Süden selber schwärmte und sich vorschwärmen ließ, wurde am anderen Abhang der Alpen und dreißig Meilen südlicher so mancherlei von ihm gesprochen. Da saßen in einer gemütlichen Nische im Speisesaal des „Tiroler Hofes" in Meran um eine Karaffe des edlen weißen Terlaner Weines versammelt zwei Herren und hielten, vom Geiste des Weines befeuert, rege Zwiesprache.

Der eine, mittelgroß mit kräftigem schwarzen Schnurrbart und dunkelen Augen, der Wirt dieses großen Hotels, der andere hochgewachsen, schlank und elastisch, mit langem braunseiden glänzendem Vollbart seit wenigen Tagen dort zu Gaste, ein deutscher Arzt Georg Brandt.

Ein Medizinmann also. Aber er sprach den Wirt gelegentlich als Kollege an und da Doktor Brandt ganz bestimmt kein Hotel oder Wirtshaus befaßt, so ist der umgekehrte Schluß erlaubt, daß nämlich sein Gegenüber auch zur löblichen Zunft der Medizinmänner gehörte. Und das traf in der Tat zu. Der Besitzer des Hotels war gleichzeitig auch ein praktischer Arzt, nicht nur der Wirt, sondern auch der Doktor seiner Gäste.

Man findet dies eigenartige Verhältnis ja gerade in Kur- und Badeorten, daß der Arzt sich nicht darauf beschränkt, für den medizinischen Teil allein zu sorgen, und seinen Patienten allerlei Tränklein und Latwergen zu verschreiben, sondern daß er sie gleich ganz in Kost und Pflege nimmt, und ihr leibliches Wohl betreut. Und man sagt, daß die Patienten dabei nicht schlecht fahren, denn ein gutes Diner hilft manchmal weiter, als Pillen und Pulver und vom weißen Terlaner behaupten viele, daß er die spezifische Medizin gegen alle Uebel und Leiden sei, die von der schwarzen Galle herrühren, die man auf griechisch Melancholia nennt.

Mochte nun Dr. Brandt solche Ursache haben, oder auch nicht, in jedem Falle sprach er besagter Medizin gehörig zu und sein Wirt unterstützte ihn redlich dabei.

Jetzt betrachtete Dr. Brandt nachdenklich sein Glas.

„Die ersten vier Tage sind schon wieder herum und eigentlich sind das die besten vom ganzen Urlaub. Wie lange noch und aus vier Tagen sind vier Wochen geworden und dann heißt's wieder zurück in das Joch des Berufes."

Der Wirt nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich kann's Ihnen nachfühlen, Kollege. Wie haben's hier doch wunderschön in Meran. Aber wenn dann im August ein paar Wochen die tote Saison kommt, dann freue ich mich doch jedesmal, wenn ich mit meiner Familie fortkann, ein paar Wochen hinauf nach Sterzing oder rüber ins Engadin. Der schönste Ort wird auf die Dauer zur Last, wenn man nicht gelegentlich ausbrechen und den gewohnten Kreis der sogenannten verdammten Pflicht und Schuldigkeit verlassen kann... Aber Sie haben's ja zum größten Teil noch vor sich, haben eine gute Vertretung zu Hause, so daß die Praxis Ihnen keine Sorge zu machen braucht... Prost Kollege, die Vertretung soll leben! Ich meine, für uns ist eine gute Vertretung die Hauptsache." — Dr. Brandt tat Bescheid.

„Sie haben recht. Aber etwas anderes ist auch nicht unwichtig, nämlich die richtige Reisebegleitung. Ich finde, man ist nie einsamer, als wenn man so im dichtesten Strome der Reisenden dahinfährt, ohne eine Menschenseele zu kennen. Daheim in Braunschweig bin ich bekannt und an jedem Abend wartet ein anderer Stammtisch auf mich. Auf der Reise dagegen. . . ein verwehtes Atom, ein Stäubchen, ein Nichts. Ich hätte mir Gesellschaft mitnehmen können, Gelegenheit dazu bot sich genug. Aber ich wollte gerade einmal ganz allein losgehen und jetzt tut's mir beinahe leid."

Tiefsinnig nahm Dr. Brandt einen langen Schluck.

„Wer weiß, zu was es gut ist," tröstete ihn der andere. „Ein Urlaub wird erst recht genossen, wenn man wirklich ganz und gar aus der alten Umgebung herauskommt. Hätten Sie irgendeinen Kollegen mitgenommen, so wäre der Fachsimpelei wahrscheinlich auf der ganzen Reise kein Ende gewesen und bis hinunter nach Rom hätten Sie die Fälle Ihrer Patienten durchgesprochen."

Abwehrend streckte Dr. Brandt beide Hände von sich.

„Um keinen Preis. Ich würde mich beherrschen."

„Nun besser ist jedenfalls besser. Und dann. . ."

Der medizinkundige Wirt setzte ein verschmitztes Lächeln auf. „Sie können ja immer noch passenden Anschluß finden. Wie alt sind Sie überhaupt? Schon Dreiundzweißig? Da wäre es eigentlich höchste Zeit, daß Sie ans Heiraten dächten. Schon mancher ist als Junggeselle über die Alpen gefahren, und beweibt zurückgekommen."

Wieder machte Dr. Brandt eine energische Abwehrbewegung, aber sein Gegenüber blieb mit Hartnäckigkeit bei dem einmal angeschlagenen Thema.

„Warum und wieso fragen Sie, Kollege. Eine ganze Reihe von Gründen gibt's. Vor allem den: warum sollen Sie's besser haben, als ich. Ich bin auch verheiratet und habe es bis jetzt nicht bereut. Die Geschichte, wie ich meine Frau auf einer Alpenfahrt kennen gelernt habe, erzähle ich Ihnen ein andermal. Aber jetzt trinke ich darauf, daß es Ihnen ebenso geht, daß Sie heftig verlobt über die Alpen zurückkommen. Sie müssen Bescheid tun. Unbedingt!"

Der Wirt gab dem Kellner einen Wink und wenige Minuten später stellte dieser eine neue Karaffe auf den Tisch, in der tiefgoldig und schwer der edle Wein funkelte.

„Der löst die Gedanken und die Zunge," dachte Dr. Brandt bei sich. Aber trotzdem gab er der Anregung und Lebhaftigkeit, die ihn überkam, gern nach und plauderte weiter.

„Das Heiraten, bester Kollege, ist eine heikle Sache. Besonders in einer Stadt, wie Braunschweig. Sie glauben kaum, wie viele Attentate da bereits auf meine Freiheit verübt worden sind. Nur mit größer Vorsicht bin ich den Schlingen und Fallstricken bisher ausgewichen."

„Kann ich mir denken," lachte der Wirt. „Junger Arzt, gute Praxis. Ohne Ihnen Komplimente machen zu wollen, wie eine Vogelscheuche sehen Sie auch nicht gerade aus. . ."

„Machen Sie den Steckbrief nur gleich ganz vollständig," warf Dr. Brandt ein. „Etwas Vermögen ist auch vorhanden. So rund hundert Mille werden's sein. . ."

Dr. Brandt wunderte sich selber über seine Offenherzigkeit, denn er kannte den weißen Terlamer noch nicht zur Genüge.

„Alsdann, da stimmt's ja," lachte der Wirt. „So etwas ist gerade in kleineren Städten begehrte Beute. Da werden Sie Ihrem Schicksal auf die Dauer nicht entgehen."

(Fortsetzung folgt.)

— **Auch eine Ausrede.** Mutter (streng): „Gustav, vorhin waren noch zwei Aepfel in der Speisekammer, nun ist dort nur noch einer!"

Der kleine Gustav: „Ja, es war so dunkel, da habe ich den anderen nicht gesehen."

— **Raffiniert.** Wirt (dem ein Gast mit der Zeche durchgebrannt ist): „Wie hat der Kerl das nur zustande gebracht, Jean?"

Kellner: „Weiß Gott! — „Zahlen!" hat er noch gerufen, dann war er verschwunden!"

Felicitas

Von Felix Dahn

Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten der Völkerwanderung.

(Schluß)

Neunzehntes Kapitel.

Angelangt, schob er vorsichtig den gelben Vorhang der äußeren Tür zur Seite, das Mondlicht in den dunklen Speisesaal fallen lassend. In dem Eingang zu dem Schlafzimmer, vor dessen rotem Vorhang, lag Haduwalt — schnarchend; neben ihm auf die Seite gelegt, leergetrunken, die Amphora.

Leise, leise auf den Zehen trat der Jüngling, klopfenden Herzens, vor ihn und teilte behutsam die beiden Hälften des roten Vorhangs auseinander. Da gewahrte er — mit Lächeln sah er's — die kunstvolle Vorrichtung des ausgespannten Fadens; wohl haftete er noch an des Wächters Ledergurt; aber die Hand der Schläferin hatte sich geöffnet; der Knäuel lag auf dem Schemel vor ihrem Lager.

Mit hohem Schritt trat Liuthari über den Alten hinweg, in das Schlafgemach hinein.

Oberhalb des Kopfendes des Lagers, in einer Wandnische, stand die kleine tönerne Lampe; sie goß ihr mildes Licht über das Pfühl.

Bei ihrem rötlichen Schimmer erblickte er den Säugling neben dem breiten Ehebett in strohgeflochtener Wiege.

Die wunderschöne Schläferin aber hatte das reiche, hellbraune Haar gelöst; es flutete über die beiden nackten Schultern und den herrlich gewölbten, obzwar so zarten Busen, unter welchen die Wolldecke halb herabgeglitten war.

Den blendend weißen linken Arm hatte sie zwischen Hinterhaupt und Nacken geschoben; die rechte Hand deckte, wie beschützend, die linke Brust.

Ganz dich trat nun der Lauscher heran.

So hinreißend schön hatte er die Wache nicht gesehen —; und die strenge Hut, welche diese ernsten Augen, wenn voll aufgeschlagen, übten, war ja nun entschlummert. —

Die vollen Lippen waren halb geöffnet; er sog den süßen Atem ihres Mundes.

Der Jüngling bebte vom Wirbel bis zur Sohle.

„Nur einen Kuß!" dachte er. „Und sie soll nicht davon erwachen."

Schon beugte er sich sacht auf ihr Antlitz nieder; da bewegten sich die schönen Lippen im Schlaf und zärtlich sprach die Schlummernde: „Komm, o mein Fulvius, küsse mich!" —

Wie vom Blitz getroffen, wandte sich Liuthari, sprang mit einem leisen Satze über die Schwelle und den Schläfer hinweg, mit einem zweiten die Stufen hinab in den Garten, schlug beide Hände vor die Augen und flüsterte: „O welchen Frevel hätte ich fast begangen!"

Er glitt nieder auf ein Knie und barg das fieberheiße Haupt in dem tauigen Grase; Reue, Schmerz, ungestillte Sehnsucht wogten in ihm zusammen und lösten sich alsbald wohltätig in einem Strom von Tränen.

Lang lag er so.

Endlich machte die Jugend des Erschöpften, Verwundeten sich heilsam geltend: er sank in tiefen, traumlosen Schlaf. —

Zwanzigstes Kapitel.

Als am andern Morgen die Sommersonne prachtvoll aufstieg über Juvavum und die Goldamsel ihr flötend Tagelied begann, sprang jung Liuthari empor: — ein genesener Mann und ein reiferer.

Die Wunde im Arm schmerzte nicht mehr und seine Phantasie, die unvergleichlich stürmischer als sein Herz erregt gewesen, war beschwichtigt.

Nicht mehr unzufrieden mit sich selbst, freudig, gefaßt, schritt er, nachdem er in dem Gartenbrunnen das Antlitz getüllt, sorgfältig die verbundene Armstelle unter dem weißen Mantel verbergend, die Stufen des Vorsaals hinauf.

Hier empfing ihn Haduwalt, gähnend beide Arme gen Himmel reckend, mit den Worten:

„Aber du hast lang geschlafen! Und ich — ich glaube, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan."

„Aber vielleicht die Ohren!" lachte Liuthari. „Wo ist die Hausfrau? Ich habe Hunger."

„Hier bin ich!" rief Felicitas. „Gleich bring' ich frisch gelegte Eier und Milch und Honig. Philemon melkt schon die Kuh auf der Wiese hinter dem Hause."

„Denkt nur," sprach sie, nun aus dem Vorhang tretend und jedem der beiden Gäste eine Hand reichend, „in aller Frühe, sobald die Tore wieder geöffnet waren, kam der alte Sklave aus der Stadt auf dem Wiesenweg zurück und weckte mich, an die Hintertür pochend. Ich hatte so fest geschlafen."

„Und wohl süß geträumt?" lächelte Liuthari.

„Ja, wie immer, wenn ich träume: von Fulvius. Philemon hat zwar den Herrn nicht gefunden; aber ich bin doch guten Mutes; die Toten und die Verwundeten alle hat der fromme Johannes zusammenbringen lassen: jene vor, diese in der Kirche; Philemon hat sie genau gemustert; Dank dem Himmelsgott, den Heiligen und den guten Genien: mein Fulvius ist nicht darunter."

Und sie setzte sich zu den Gästen.

Philemon brachte die schäumende, warme Milch im bauchigen Kruge; er warf verwunderte Blicke auf die beiden Germanen, welche die Herrin ihm als Schützer, nicht als Feinde, bezeichnet hatte, und ging wieder in das Hinterhaus; Felicitas folgte ihm, das Kind, das erwacht schien, zu holen.

„Sage mal, grimmer Lehr- und Waffenmeister," hub jetzt Liuthari an, „willst du in deinen alten Tagen noch weibliches Geschneider lernen? Und die Künste des Garns? Was hast du denn da an deinem Gürtel für einen Knäuel nachschleifen?"

Ganz betroffen sah der alte Hüne auf seinen Bauch hinab und auf den langen Faden, der sich, mäandernd, um seinen ungeschlachten Fuß gewickelt hatte.

„Das? O, das ist nur etwas zwischen der Hausfrau und mir, sie hat mich so lieb gewonnen — viel lieber als dich — und damit ich ihr nicht entliefe, hat sie mich festgebunden an ihrem Lager."

„Du wolltest mich ja bei meiner Mutter verklagen —!"

„Ja, wenn ich nicht gewacht hätte, wer weiß —!"

„Nun werde aber ich dich bei deiner Hausfrau Grimmtrud, der gestrengen, beschuldigen, daß du dich an das Lager junger Schönen binden läßt."

Der Jüngling bückte sich, riß den Knäuel ab und steckte ihn in sein Wams.

„Den Faden verwahr' ich", fuhr er ernst fort, „als Andenken an eine Stunde, da Haduwalt schlief, der Faden leise zu Boden lag, Liuthari aber wachte — für drei."

Da trat Felicitas, das Kind auf dem Arme, wieder ein.

„Der Tag steigt," seufzte sie, „und mit ihm steigt doch meine Angst. Mein Fulvius, wo magst du sein?"

„Hier bin ich," rief eine fröhliche helle Stimme und durch den Außenvorhang flog der Ersehnte herein.

Mit einem seligen Schrei sprang Felicitas auf: er schloß zärtlich Mutter und Kind in die Arme.

Liuthari erhob sich; er sah ohne Schmerz auf die beiden und offenen, frohen Blickes auf den heimgekehrten Gatten.

Staunend trat dieser einen Schritt zurück, den schönen Jüngling mit den Augen messend; heißer Schreck durchzuckte ihn einen Augenblick; aber die Furcht schwand, flüchtig wie ein Wolkenschatten, da er in seines Weibes ruhiges, glückverklärtes Antlitz sah.

„Wie es mir ergangen, Geliebte? Vorgestern in den Schuldturm gesperrt, — gestern früh durch Severus befreit — und mit zum Kampfe geführt, — mit geschlagen, mit geflohen, mit verfolgt, in den Fluß gefallen, — fortgerissen, halb betaubt endlich ans Ufer gelangt — von andern Reitern gefangen, in die Stadt geführt und heute morgen — gerettet durch ein Wunder des Herrn oder des heiligen Petrus; ich weiß es nicht."

„Ein Wunder? O dank der Gnade des Himmelsgottes. Er hörte mein Gebet! Aber welch Wunder?"

„Johannes, der nimmer in Sorge für die Seinen ermattet, bat den Herzog der Barbaren schon gestern abend, er möge alle kriegsgefangenen Bürger von Juvavum freigeben. Der Gewaltige erwiderte, gern wolle er ledig lassen die auf seinen Teil an der Beute Fallenden. Aber seinen Kriegern könne er die ihnen gehörigen Gefangenen nicht nehmen, nur etwa abkaufen — ganz anderes Recht gilt doch bei Germanen als bei uns! — und er habe nicht Lust, dazu seinen Hort auszuschöpfen. So wurden denn schon in der Nacht manche von uns frei; ein viel größerer Teil aber blieb, wie ich, verknechtet. Da erschien bei Morgengrauen Johannes abermals auf dem Kapitol, wo der Herzog seinen Sitz aufgeschlagen, und — kaufte uns alle frei! Du staunst; du fragst, woher der Mann, dem nichts zu eigen als Rock und Stab, so viel des Geldes nahm? Ja, das ist eben das Wunder! Als er, betrübt über der Gefangenen Loos, in seine Basilika zurückkehrte, fand er in einer alten Gruft unter dem Kirchenboden einen Sack voller Goldstücke und zumal ein Beutelchen mit Edelsteinen, reich genügend, uns alle loszukaufen. Woher aber dieser Schatz kam? Niemand weiß es. Der Engel des Herrn hat offenbar des Johannes Gebet erhört und die Schätze gebracht. Ganz Juvavum staunt das Wunder an. Und ich gelobe dir, du Fromme, fortan will auch ich gläubiger als bisher auf des Johannes Worte hören. Aber dir, Geliebte, welche Schrecken drohten dir!"

„Doch hat mich nichts betroffen, dank dem Himmel, dank diesen unsern Gästen und vielleicht," fügte sie lächelnd bei, „dank deinem Spruch in der Eingangsplatte; er hielt das Unheil ab."

„So weißt du, wer sie überschreiten wollte?"

„Wie sollte ich? Ich habe das Haus nicht verlassen."

„Dann ahnst du nicht, wie wahr du sprachest! Höre und atme auf: als ich soeben, von der Stadt herfliegend, mich dem Hügel nähere, sind' ich an dem Meilenstein drei Rosse angebunden, und darunter — ich kenne ihn allzugut, — den Rappen des Tribuns! Voll Schreck sprang ich an unser Tor; da liegen, — o höchst grauenvoll! — erschlagen zwei Mauren und — gerade über der Schwelle, auf dem Rücken, der furchtbare Tribun mit zerschmettertem Schädel. Sein Gesicht war verdeckt von der Inschriftplatte, und tief in seinem Schädel stak, abgesprengt, das Edelstück des Steins! Den Niedezwungenen hat dieser Stein gefällt. Aber wessen Arm hat ihn geschleudert?"

Da zog der alte Haduwalt, der bei der ersten Erwähnung des Kampfes, ahnungsvoll, in seines jungen Herrn abgewandtes Gesicht geschaut hatte, den weißen Mantel von dessen Schulter, wies auf das blutige Band und sprach:

„Dieser Arm! — Und ich —! o Liuthari, mein Liebling, — ich lag derweil und schlief."

„Ziemlich fest," lächelte dieser, und fuhr zu dem Hausherrn gewendet fort: „Ja, ich habe ihn erschlagen, jenen sehr tapferen Mann. Er wollte hier eindringen und —"

„Felicitas rauben!" rief der Gatte, die nun furchtbar Erschrockene an sich schließend. „O Herr, wie können wir dir danken!" schloß er.

Felicitas aber versagte das Wort; sie richtete nur einen in Tränen schwimmenden Blick auf ihren Retter; so schön war sie auch in der Nacht nicht gewesen.

„Dank!" lachte Liuthari, „ich focht für mein Leben! Aber horch! Wer kommt da?"

Schritte von Gewaffneten ertönten im Garten und herein trat, begleitet von fünf Gefolgen, Garibrand der Herzog.

„Ein gut Stück Arbeit habt ihr beiden aufgehäuft da draußen, vor dem Eingang. Der Tribun, den wir überall gesucht, er fiel — gewiß von deiner Hand. Find' ich dich endlich, junger Held? Willkommene Kunde bring' ich dir. Ein Bote deines Vaters sucht dich. Gefallen ist die Römerburg am Regenfluß; mein Vetter, Herzog Agilolf, und dein Vater haben die Verlobung abgeschlossen: Agilolf lädt dich in seine Halle; dein harrt Adalagardis, das schönste Fürstenkind Germaniens."

„Heil dir, mein Königssohn, das ist dein Lohn für diese Nacht," rief Haduwalt.

„Verlobung? Ich sah sie nie!" meinte Liuthari zögernd.

„Er wird ihr schon gefallen," lachte Haduwalt, dem Errötenden auf die Schulter klopfend. „Und ich hoffe — „jetzt erst recht," flüsterte er heimlich in sein Ohr, „sie: die Schöne, die du lieben darfst! — auch dir."

„Wähle nun," fuhr der Herzog fort, „was von der Beute du verlangst. Euch Alamannen — dir vor allem — danken wir den Sieg."

„Ich folge dir," sprach Liuthari, mit raschem Entschluß sich erhebend. „Hilf mir, alter Freund!"

Der Waffenmeister half ihm die Brünne schnallen; der Jüngling hob den stolz geschweiften Römerhelm mit den ragenden Reiherfedern auf das schöne Haupt. Prachtvoll, von edlem Hochgefühl das freudige Antlitz verklärt, stand der Königsjüngling da.

„O nun ist alles gut," jubelte Fulvius. „Erschlagen liegt der Tribun; tot ist, von unbekannter, wohl seiner Sklaven, Hand ermordet, Zeno der Wucherer; so sagte mir Johannes. Kein Kaiser sitzt mehr zu Ravenna; so versicherte uns schon gestern morgen dieser junge Held. Jetzt bin ich aller Schulden an den Fiskus frei."

„Dieses nun zwar weniger," lachte Liuthari. „Hier, jener mächtige Herzog, ist an des Kaisers Staat getreten; — sein Schuldner bist du nun."

Da griff Fulvius ängstlich hinter das rechte Ohr und sah verzagt zu dem Gewaltigen auf.

„Bange nicht!" fuhr Liuthari fort. „Ich erbitte, als ein Stück meines Beuteteils, hier diese Villa, Herzog Garibrand, und was dazu gehört an Land. Und frei von jeder Schuld."

„Es sei, wie du gesagt," antwortete der Vasvare.

„Und euch beiden, Fulvius und Felicitas, schenk' ich dies freie Eigen vor diesen sieben freien Männern als Zeugen. Ihr Eid soll euch helfen, bestreitet euch jemand Recht und Gewere."

„Dank, Herr, Dank."

„Du bist doch Fulvius, der Steinmetz?" fiel der Herzog ein. „Der Priester Johannes hat mir dich als treu und brav empfohlen; bewährst du dich, will ich dich zum Verwalter setzen über meine Hufen vor diesem Tor."

Da trat Felicitas, nach kurzem Flüstern mit ihrem Gatten, das Kind auf dem Arm, vor Liuthari hin, errötete leicht und sprach:

„Herr, wer so viel gibt wie du —, der muß noch mehr geben. Unser-

(Fortsetzung auf Seite 16.)